

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 11

Artikel: Die Holzgeleite im 18. Jahrhundert
Autor: Schinz, Hans Rud.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668193>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schule geht, hatte, so erfuhr ich, seine Ski an diesem Morgen auf den Schultern nach Außer-Ferrera hinabgetragen, weil er fürchtete, daß der Wind ihn mitnehmen könnte. Es ist ein armes Kind, meist das letzte und auch das schwächste in der Reihe der mit Ski zur Schule fahrenden Geschwister. In einer armseligen Behausung auf einer kleinen, tief mit Schnee bedeckten Wiese, abgeschlossen von der Welt zwischen Wald und Felsen, soll diese Familie oft

fast nichts zu essen haben, oft auch gar nichts. Da sollte man helfen. Der Bergkinder Not ist oft größer und tragischer als man denkt. Wir haben sehr gefroren und uns doch nicht erkältet, sind braun und abgehärtet geworden. Wir haben auch eine Not gesehen, die größer als die eigene war. Und dieses Bewußtsein, die Aufgabe zu haben, zu helfen und andere zum Helfen aufzufordern, ist besser als Sorgen und Klagen. Denken wir zuerst an das Sollen und dann an das Haben. m.

Lenz Triumphator.

Frühling, der die Welt umblaut,
Frühling mit der Vöglein laut,
Deine blüh'nden Siegespforten
Allerenden, allerorten
Hast du niedrig aufgebaut!

Ungebändigt, kreuz und quer,
Über alle Pfade her
Schießen blütenschwere Zweige,
Daß dir jedes Haupt sich neige,
Und die Demut ist nicht schwer. C. F. Meher.

Die Holzgeleite im 18. Jahrhundert.

Die Waldungen an hohen Gebirgen befinden sich meistens an sehr unzugänglichen Orten. Wo diese Bergwälder in der Nähe von Flüssen oder Bächen liegen, kann das Holz aus den innersten Tälern herausgefördert werden. Wenn aber kein Wasser anzutreffen ist, oder die Bergtäler so enge sind, daß das hinabgeworfene Holz sich selbst den Weg versperrt und nicht forttreiben kann, muß man die Wälder entweder einfallen lassen oder künstliche Wege in die Wildnis anlegen. Dies erreichen die lombardischen Holzhändler durch kühn gebaute Brücken oder Geleite, auf denen sie zur Winterszeit die dicksten Sägestämme ohne große Mühe aus den entferntesten und wildesten Alpengegenden bis zum nächsten Flusse bringen.

Diese Geleite sind ganz aus Holz gebaut und durch keinerlei Haken oder Nägel gebunden. Ihre Festigkeit erhalten sie nur durch geschicktes Anfügen und wechselseitiges Sperren der Balken. Die volle Widerstandskraft bekommt das Gerüst aber erst im Winter, wenn es mit Eis und Schnee bepflastert zu einem Guß zusammenfriert. Auf diesen Bahnen glitschen die schwersten Baumstämme mit unaufhaltbarer Schnelligkeit über Berg und Tal weg. Die Tessiner nennen ein solches Geleite „Soveneda“. Ihr Bau ist eine ganz eigene Arbeit, die gewöhnliche Zimmerleute oder Holzhacker nicht fertig bringen. Nur die Einwohner des kleinen Tales Pontirone verstehen sich darauf. Den größten Teil des Jahres verlassen die dortigen Männer ihre Frauen und Kinder und begeben sich für Wochen und Mo-

nate in die Gebirge, um den Holzhändlern die Geleite zu erstellen.

Die Arbeit beginnt. Die geschlagenen Bäume werden in 8 bis 15 Fuß lange Blöcke geschnitten. Die Abfälle bleiben auf dem Platze liegen und verfaulen, weil es sich nicht der Mühe lohnt, geringes Holz ins Tal zu schaffen. Das Krummholz dagegen, das sich nicht in gerade Stücke ausschneiden läßt, wird zum Bau des Geleites gebraucht, das unmittelbar bei dem geschlagenen Wald beginnt. So weit als möglich liegt die Rutschbahn auf der Erde. Die im Wege stehenden Unebenheiten werden weggeräumt, auf jeder Seite der ausgesteckten Bahn ein kleiner Damm von Erde und Steinen gezogen, die Vertiefung der Länge nach mit Rundholz ausgeschalt, das gegenseitig verstaute und an der Seite mit Pfählen befestigt wird. Die Furche muß wenigstens drei Fuß breit sein, damit der dickste Stamm frei durchlaufen kann. Beginnt der Hang steil abzufallen oder verliert sich in einer Kluft, so setzt sich das Geleite an derjenigen Bergseite fort, wo die wenigsten Krümmungen, Winkel und Ecken entstehen. Führt die Soveneda über eine Kluft, ein Tal, über störrige Felsen oder Wildwasser, wird sie an beiden Seiten von Strebäulen unterstützt und gleich einer Brücke auf Pfeilern gebaut. Bisweilen ist das Tobel so tief, daß die darin stehenden hohen Tannen zu lebendigen Pfeilern verwendet und ihre Gipfel mit in das Geleit verflochten werden können.

So ziehen sich die Soveneden oft zwei und



Konsumverein Cresta-Avers. Ein großer nicht, aber ein hoher Umsatz.

mehr Stunden weit: bald zickzack, bald gerade, bald flacher, bald steiler durch alle Krümmungen des Gebirges und über alle Hindernisse fort. Stellt sich der Geleitsbahn ein Hügel entgegen, den das Flößholz nicht überglitschen kann, trotz der forttreibenden Gewalt, die es von der steilern Strecke des Geleites erhalten hat, wird der Hügel durchgraben. An all den Stellen, wo die Bahn zu flach liegt, muß kurz zuvor das Geleite steiler angelegt werden, damit die Holzlast für die ebenere Strecke eine größere Geschwindigkeit erhält. Fällt die Gleitbahn über Felsabstürze, wird unten durch ein künstliches Gerüst ein Sammler gebaut, worin viele hundert Stämme oder Burren, wie sie auch genannt werden, sich ansammeln können. Ist derselbe voll, so wälzen die Burratoren die Stämme zur Weiterfahrt aufs neue in das Geleite. Hier und da, wo scharfe Ecken und Winkel in der Sobeneda vorkommen, an denen die Blöcke stecken bleiben oder ausgleiten könnten, werden in die Bergwand Höhlen gegraben oder eingehauen, wo sich dann einige Burratoren aufhalten, um den Lauf der gleitenden Stämme zu beobachten und zu richten.

Während des Sommers wird diese Holzbahn

fertig gebaut, der Hochwald geschlagen, nach Maß zerschnitten und das schöne Holz an Häufen zur Gleite gerollt. — Sobald die kalten Nächte des Januars und Februars kommen, und man die Kälte einige Tage anhaltend vermuten kann, so geht ein erfahrener Aufseher mit 50 bis 100 Burratoren an die Sobeneda. Sachte gehen sie über das künstlich zusammengelegte Balkengerüst dahin, um es ja nicht etwa durch Erschütterungen zu zerstören und ziehen von beiden Seiten Schnee in die Schalung, bis alle Lücken des Holzgerippes ausgefüllt sind. Wo immer sich Gelegenheit findet, wird ein Bächlein oder der heraustriefende Bergschweiß auf die glattgeschlagene Schneerinne geleitet. Falls kein Wasser in der Nähe ist, wird es in Eimern herbeigetragen, oder die Männer zünden da und dort ein Feuer an, damit der Schnee an den Bergwänden schmilzt und auf die Gleitbahn rinnt. In der Kälte der Nacht gefriert nun das ganze Werk zu einer eisigen Masse.

Ist alles zubereitet, zünden die Holzer an allen scharfen Biegungen der Sobeneda und dazwischen von 200 zu 200 Schritten große Feuer an, um die ganze Holzbahn zu beleuchten. Der Auf-

seher verteilt seine Arbeiter im Abstand der Feuer, je 2 bis 3 auf einen Posten, und dann beginnt das Gleiten. Auf ein gegebenes Zeichen schieben die obersten den ersten Burren in das Geleite. Der erste Posten gibt das Zeichen, daß die Stämme in Lauf gebracht worden, dem folgenden, dieser ruft das Wartezeichen dem dritten und so fort. Durch diese Einrichtung wird in einigen Minuten Ruf und Widerruf, Befehl und Gegenbefehl auf die Entfernung von einer Stunde erteilt.

Die auf den Posten stehenden Männer haben nichts anderes zu tun, als auf den Lauf der Burren acht zu geben und sie während des Laufes mit einer Art zu bezeichnen. Sollten die Stämme sich unterwegs verstaun, so haben die Aufseher durch Wartezeichen augenblicklich dem ersten Posten zu melden, daß man mit dem Einwerfen innehalte, bis das Hindernis gehoben sei. — Die Arbeit wird mit beginnender Nacht angefangen und bis an den Morgen, oder solange

es anhaltend kalt ist, ununterbrochen fortgesetzt. So glitschen in 12 Stunden 4 bis 6000 Stämme zwei und noch mehr Stunden weit. Die Aufseher drängen sehr, weil alles daran liegt, einen ganzen Hau von zwölf und mehr tausend Burren in einer Gefrierzeit aus dem Hochwald an den Fluß hinunter zu schaffen, bevor etwa Tauwetter die Sobeneda beschädigt und die Arbeit unterbricht.

Die Schnelligkeit der fortglitschenden Holzstämme, das Getöse, welches das Einwälzen, Fortgehen, Aufhalten und Ausgleiten des Holzes verursacht, das Geschrei und Pfeifen der Arbeiter in dem widerhallenden wilden Gebirge, seine Beleuchtung durch die vielen Feuer, der Schauer der tiefen Nacht mitten im Winter, wo alle Wände der Felsen mit Schnee behangen sind, alles dies hat eine gewisse schreckliche Feierlichkeit, woran man mit Grauen Anteil nimmt, das nur durch die lebhafteste Unterhaltung und die kühne Arbeit selbst zerstreut wird.

Nach Hans Rud. Schinz (1773).

Der Holzerknecht.

Wie fröhlich hallt der Holzart Schlag
Am harschen Wintersonnentag;
Im Walde schafft ein hart Geschlecht.
Grüß Gott dich, junger Holzerknecht!

Du schwingst dein Beil mit nacktem Arm,
Die zähe Arbeit macht dir warm;
Die Arbeit gibt dir Menschenrecht,
Auch du zählst mit, mein Holzerknecht.

Magst du den Weltlauf nicht verstehen,
Du weißt mit Riesen umzugehn.
Die Faust dem Schuft, der sich erfrecht,
Naturgeboren ist dein Recht.

Dein Sperberaug' mißt scharf und kalt
Des Städters zierliche Gestalt;
Du denkst: Der ist gewiht und schlecht,
Doch ich bin Hans, der Holzerknecht.

Jacob Heß.

Das Märchen vom St. Gotthard.

Von August Strindberg.

Es ist Samstagabend in Göschenen im Kanton Uri, einem der vier Urkantone, Wilhelm Tells und Walter Fürsts Kanton. Auf der nördlichen Seite des Sankt Gotthard, wo die germanische Zunge gesprochen wird, und stille, freundliche Menschen wohnen, die in ihren Angelegenheiten Selbstbestimmungsrecht besitzen, wo der „Heilige Wald“ gegen Lawinen und Bergsturz schützt, dort liegt das grüne Dorf an einem Bache, der ein Mühlrad treibt und Forellen birgt.

Jetzt am Samstagabend, wie die Abendglocke Angelus läutet, jetzt versammelt sich das Dorfvolk beim Brunnen unter dem großen Walnußbaum. Da kommt der Postmeister, der Amtmann und der Oberst selbst, alle in Hemdsärmeln und mit Sensen auf der Achsel. Von der Mahd des

Tages kommen sie, um die Sensen zu waschen, denn hier wird die Arbeit geehrt, und selbst getan ist am besten getan. Dann kommen auch die Burschen mit Sensen, und die Mädchen mit den Milchkübeln; zuletzt versammeln sich die Rührer des Ortes von einer Riesenrasse, wo jede Rührer so groß ist wie in Stier. Fett ist das Land und gesegnet ist es; aber der Wein wächst dort nicht, auf der nördlichen Seite des Gotthard, die Olive auch nicht, nicht der Seidenbaum, nicht der üppige Mais. Grünes Gras und goldenes Korn, der hohe Walnußbaum und der fette Mangold, das ist der Jahreswuchs des Landes.

Das Wirtshaus „Zum goldenen Rößli“ liegt am Brunnen, unter einer jähren Felswand des Sankt Gotthard; und dort im Garten an einem